
GESPENST

MAGAZIN AM PHILOSOPHISCHEN INSTITUT



INHALTSVERZEICHNIS

Essays

- 1-2 Raven als Dao
- 2-3 Qian und Kun als das Wesen des Yijing

Auslandskorrespondenz

- 4-6 Ways of Thinking

Interview

- 7-10 Francesca Raimondi: „Es geht um Befreiung“

Kurzgeschichten

- 11-12 S42 nach Jungfernheide
- 12-14 Der Tod des Palmer Salvatore

Rubriken

- 15 Die drei Kritiken
- 16-18 Die Spaßseiten

WAS IST DAS HIER?

Das hier ist das Gespenst Magazin – ein Projekt von Studierenden am Philosophieinstitut der Freien Universität Berlin. In Zeiten des Kürzens, der Unklarheit und gespenstischer Leere vor Ort haben wir uns dazu entschieden, die Geisterwelt ein Stück weit zu verlassen und uns zu materialisieren. Wir wollen ein Sprachrohr am, für und aus dem Institut sein. Es erwarten euch Essays, Interviews, Kurzgeschichten sowie allerlei sonstige Textstückchen aus unseren studentischen Reihen.

Raven

als Dao

Berlin, Freitagabend. Eine Absage – plötzlich ein freier Abend. Statt draußen unterwegs zu sein, sitze ich zu Hause und lese das *Daodejing*. In der über 2400 Jahre alten Spruchsammlung beschreibt Laotse das „Dao“ als den ursprünglichen Weg. Es ist nicht einfach, zu sagen, was dieser Weg ist, da er selbst stets in Bewegung bleibt und sich jeder Festschreibung entzieht. Er wirkt wie eine Energie, die alles durchzieht – unsichtbar, aber mal stärker, mal schwächer spürbar. Um die weitergehenden Bedeutungen dieses Weges zu wahren, bleibt der Begriff Dao oft unübersetzt. Als Metapher wird häufig Wasser herangezogen. Wasser ist weich und stark zugleich. Es fließt flexibel um Hindernisse herum und erodiert selbst den härtesten Stein. So wird das Dao zum Fluss des Lebens, der weder erzwungen noch kontrolliert werden kann, sondern einfach ist. Ich frage mich, ob ich beim abgesagten Rave auf diesem Weg gewesen wäre.

Zunächst einmal: Ob Laotse als historische Figur tatsächlich existiert hat, ist umstritten. Dennoch wird ihm mit dem *Daodejing* die Autorenschaft an einer der einflussreichsten chinesischen Schriften zugeschrieben, und er gilt damit als Begründer der religiös-philosophischen Tradition des Daoismus. Wie auch der Konfuzianismus und der Buddhismus bezieht der Daoismus das noch viel ältere Gegensatzpaar von Yin und Yang ein: Bewegung und Ruhe, Kontrolle und Loslassen, Struktur und Chaos. Für den Daoismus ist daneben noch die Haltung des Wu Wei wesentlich. Es meint ein Handeln durch Nichthandeln. Das mag paradox klingen, wird aber bereits in Kapitel 2 des *Daodejing* erläutert: „Eine weise Person erschafft, aber besitzt nicht; handelt, aber beansprucht nicht; vollendet, aber verharrt nicht“ (Heubel, o.J., Kap. 2). Wu Wei bedeutet nicht Passivität, sondern ist eine Bewegung, die sich nicht in festen Absichten verhärtet. Dieser Zugang zu einem Handeln ohne Handeln führt zu einer grundlegenden Einsicht des Daoismus: Wissen entsteht nicht allein durch intellektuelle Vorstellung, sondern durch direkte Erfahrung.

Im Westen wird dem Sehen ein hoher Stellenwert eingeräumt, während im traditionellen China Berührung und Atmung als Wege der Erkenntnis gelten. In der daoistischen Tradition ist Wissen nichts, das bloß beobachtet oder analysiert, sondern etwas, das körperlich erfahren wird. Gleich zu Beginn des *Daodejing* heißt es in Kapitel 1, dass das ewige Dao nicht benannt

werden kann (Heubel, o.J., Kap. 1). Daher muss es gefühlt, geatmet, gegangen und gelebt werden. Zu diesem Zweck wurde eine Vielzahl von Praktiken, von Tai-Chi bis Meditation, entwickelt. Aber könnte das Dao auch geraved werden?

Ähnlich schwierig, wie philosophisch über das Dao zu sprechen, ist es, eine angemessene Sprache für einen guten Rave zu finden. McKenzie Wark ist dieser Versuch gelungen, auch weil sie Begriffe nicht als abstrakte Kategorien behandelt, sondern als Verdichtungen körperlicher Erfahrung. Ihre Worte entstehen aus dem, was ihren Körper berührt hat. In ihrem Buch *Raving* aus dem Jahr 2023 nimmt sie uns mit ins New Yorker Nachtleben. Wir sind nicht in der beobachtenden Position, sondern mittendrin: spüren den Bass, riechen den Schweiß, verlieren die Zeit.

“**Es gibt die, die das Raven brauchen und die, die den Rave eher gebrauchen.**”

Die Ähnlichkeiten zwischen Raves und dem Dao treten besonders in Kapitel 40 des *Daodejing* hervor. In einer unveröffentlichten Übersetzung von Fabian Heubel lautet der erste Vers: „Gegenwärtiges ist des Weges Bewegung“ (Heubel, o.J., Kap. 40). Das Dao ist also kein geradliniger Pfad, sondern ein dynamischer Prozess, der sich im Wechselspiel von Widerstand und Anpassung entfaltet – ein tastendes Vorwärts im Dunkeln, das sowohl Nachgiebigkeit als auch Beharrlichkeit erfordert. Wark beschreibt den Rave als eine Bewegung, die zwischen Hingabe und Loslassen pulsiert (Wark, 2023, 39). Es ist ein Tanz in einem Raum der Gegensätze: Licht und Dunkelheit, Erholung und Erschöpfung, Struktur und Improvisation. Sie bewegt sich in einem ständigen Wechsel von Ordnung und Chaos, Dissoziieren und „Resoziieren“ (ebd., 29). Durch Substanzen wie Ketamin kippt sogar die lineare Zeit in eine, vielleicht könnte man sagen, gegenwärtige Dimension; Wark nennt sie „K-Time“ (ebd., 32). Den zweiten Vers von Kapitel 40 übersetzt Heubel mit den Worten: „Schwach ist des

Weges Gebrauch“ (Heubel, o.J., Kap. 40). Hier lohnt der Hinweis, dass im Chinesischen „Gebrauchen“ und „Werden“ eng miteinander verbunden sind: Ein Trampelpfad entsteht erst durch das Gehen. Ähnlich beschreibt Wark den Rave: Erst durch die ravende Crowd entsteht der Rave. Innerhalb der Crowd gibt es jene, die das Rave brauchen und jene, die den Rave eher gebrauchen. Es gibt „coworker“ (Wark, 2023, 4), die raven gehen, um am Montag eine Geschichte bei der Arbeit erzählen zu können, und es gibt „punisher“ (ebd., 3): Weiße, heterosexuelle, cis-Männer, die den Raum als ihr persönliches Spektakel betrachten. Ein klassischer Move eines Punisher ist es, sich durch die gesamte Crowd zu drängeln, direkt vor dem DJ-Pult stehen zu bleiben, kurz mit der geballten Faust zu pumpen und dann das Handy zu zücken. Punisher bleiben hart, der Rave dringt kaum in sie ein – sie lassen sich vom Beat nicht ficken (ebd., 28). Weder brauchen noch gebrauchen sie den Rave, sondern stehen im Weg und stören (ebd., 92f). Wark hingegen schätzt Weichheit. In Bezug auf eine gut selektierte Crowd schreibt sie:

You can feel a viscosity when you wind your way through. An inexperienced or drunk crowd will be stiff, unaware of your presence, and hard to navigate. A seasoned crowd is easy to flow through even when densely packed. (ebd., 39)

Doch Wark regt sich nicht groß über die Punisher auf. Selbst wenn sie sich deutlich bemerkbar machen, verlässt Wark entweder die Situation oder findet einen anderen gelasseneren Umgang. Sie fließt um die Punisher herum.

Die letzten beiden Verse aus Kapitel 40 des *Daodejing* übersetzt Heubel so: „Himmel-untens zehntausend Dinge gebären in Mit, Mit gebiert in Ohne“ (Heubel, o.J.). In einer älteren Übersetzung heißt es: „Alle Dinge unter dem Himmel entstehen im Sein. Das Sein entsteht im Nichtsein“ (Wilhelm, 1948, 73). Heubel ist es wichtig, von „Mit“ und „Ohne“ und nicht von „Sein“ und „Nichtsein“ zu sprechen, da es bei Laotse keine klare Opposition zwischen Sein und Nichtsein gibt, sondern beide immer schon ineinander übergehen. Nur eine Schale ohne Fülle ist gebrauchbar. Wark beschreibt das „venue scouting“ (Wark, 2023, 64) als Suche lange bevor die Musik

beginnt. Gesucht wird mit dem „junkspace“ (ebd., 16) ein Raum des „Ohne“. Ein städtischer Raum, der verlassen oder noch nicht von der städtischen Planung eingenommen wurde. Zehntausend Dinge materialisieren sich in diesem Raum, sobald eine Anlage aufgestellt, ein DJ und ein paar Raver vor Ort sind. Wie in einer Atembewegung füllt und leert sich der Raum, bis die „cops“ (ebd., 27) kommen und den Atem rauben.

“ **Ich versuche, mir Laotse auf einem Rave vorzustellen.**

Ich versuche, mir Laotse auf einem Rave vorzustellen. Würde er mitten auf der Tanzfläche stehen und sich sanft im Rhythmus der Musik wiegen, oder würde er energetisch mit stampfenden Füßen den Beat verstärken? Vielleicht würde er still in einer Ecke sitzen, die Szene beobachten und das Dao in den Bewegungen der Tanzenden erkennen? Würde er Andere mit seinen Weisheiten über Loslassen, Einssein und Harmonie der Gegensätze vollquatschen? Hätte er bewusstseinsweiternde Substanzen genommen oder sich nüchtern an der Atmosphäre berauscht? In der daoistischen Tradition gibt es Praktiken der Meditation und Atemtechniken, die einen nüchtern das Dao erleben lassen. Doch es gibt auch eine jahrhundertelange Tradition, bei der Alchemisten den Weg des Goldenen Elixiers beschritten haben. Es ist also gar nicht so abwegig, anzunehmen, dass Laotse an Drogen seine Freude gefunden hätte.

Während andere für die Story eskalieren, erlebt Laotse die Ekstase nur für den Moment. Und wenn sich ein Punisher durchdrängelt, würde er wohl lächeln, ausweichen und weiter tanzen. Keine Verhärtung, kein Spektakel: nur Bewegung, nur Fluss – im Dao des Raves.

Mim Belau

Qian und Kun als das Wesen des Yijing

Über das Schöpferische und das Empfangende im Buch der Wandlungen

Das Yijing (易经), auch als das Buch der Wandlungen bekannt, gilt als eines der bedeutendsten Werke der chinesischen Philosophie. Im Zentrum des Buches stehen vierundsechzig Hexagramme, die jeweils unterschiedliche Lebenssituationen und Wandlungsprozesse darstellen. Während diese vierundsechzig Hexagramme den ersten Teil des Buches bilden, besteht der zweite Teil aus zehn Kommentaren, welche die Hexagramme sowie die dahinterstehende Philosophie näher erläutern (Rousselle, 1996, 77; Die Frage der tatsächlichen Autorschaft der zehn Kommentare/Flügel bleibt umstritten).

Über Generationen und Dynastien hinweg haben chinesische Intellektuelle das Yijing interpretiert. Ihre Deutungen spiegeln nicht nur die gesellschaftlichen Verhältnisse, sondern auch das intellektuelle Klima und die philosophischen Strömungen jener Epoche wider. Was gleich blieb, ist die zentrale Bedeutung des Yijing für die chinesische Philosophie. Auch zweifelte kein Denker daran, dass die beiden ersten Hexagramme, Qian (乾) und Kun (坤), die als „das Schöpferische“ und „das Empfangende“ übersetzt werden, das Wesen des gesamten Buches darstellen – „Das Schöpferische und das Empfangende ist das eigentliche Geheimnis der Wandlungen“ (Wilhelm, 1996, 298 „乾坤其易之緼邪?“).

Ein wichtiger Grund für diese zentrale Position der beiden Hexagramme im Yijing liegt in ihrer engen Verbindung mit einem weiteren fundamentalen Begriffspaar: Yin (陰) und Yang (陽), also dem



Schattigen und dem Lichten.

Yin und Yang hatten ihren Ursprung in der Geographie: Yin bezeichnete ursprünglich die im Schatten liegende Seite, Yang die von der Sonne beschienene (Rousselle, 1996, 79). In der Zhanguo-Zeit scheint sich eine philosophische Bedeutung von Yin und Yang bei Laotse zuerst anzukündigen. Im *Daodejing* heißt es dazu: „Die zehntausend Dinge tragen das Yin auf dem Rücken und umarmen das Yang.“ (Zhu, 1995, 35 万物负阴而抱阳.). In diesem Kontext werden Yin und Yang erstmals deutlich als zwei grundlegende Kräfte beschrieben, aus deren Zusammenspiel das Sein aller Dinge in der Welt hervorgeht (Rousselle, 1996, 77).

Yin und Yang sind auch die elementaren Bausteine aller Hexagramme. Ein Hexagramm besteht aus sechs Linien, durchgezogen (—) oder geteilt (- -): Eine geteilte Linie steht für Yin, eine ungeteilte Linie hingegen repräsentiert Yang (Wilhelm, 1996, 332). Durch die Kombination zweier Linien entstehen vier Grundmuster; fügt man eine dritte Linie hinzu, entstehen daraus die acht Trigramme, die wiederum die Grundlage für die vierundsechzig Hexagramme bilden. (Wilhelm, 1996, 295 太极生两仪, 两仪生四象, 四象生八卦。.)

Qian und Kun sind zwei aus den acht Trigrammen. Qian (☰) besteht aus drei ungeteilten Linien und symbolisiert den Himmel. Es steht für das Schöpferische geteilten Linien und repräsentiert die Erde. Es symbolisiert das Empfangende und Passive (Zhang, 2021, 146). Das Hexagramm Qian (☰) besteht aus zwei Qian-Trigrammen, also sechs ungeteilten Yang-Linien, während das Hexagramm Kun (☷) aus zwei Kun-Trigrammen besteht, sechs geteilte Yin-Linien. Aufgrund ihrer homogenen Struktur gelten Qian und Kun als Extrembeispiele für Yang und Yin – „Das Schöpferische ist der Vertreter der lichten Dinge, das Empfangende der dunklen Dinge.“ (Wilhelm, 1996, 317 乾, 阳物也; 坤, 阴物也。)

Yin und Yang sind miteinander verschmolzen. Alle Dinge entstehen aus der Mischung von Yang und Yin, die in variierenden Anteilen vorhanden sind, nichts ist rein eines von beiden (Secter, 1991, 30). Ähnlich wie im Taiji-Symbol, das aus einem weißen Yang-Teil und einem schwarzen Yin-Teil besteht, ist im Yang-Teil immer ein schwarzer Funke von Yin zu finden, ebenso wie im Yin-

Teil ein weißer Keim von Yang (Secter, 1991, 30).

Yin und Yang wechseln auch ständig ineinander. Diese Transformation und Unbestimmtheit lassen sich in den Trigrammen beobachten: vier der acht Trigramme sind Yang-Trigramme (乾, 坎, 艮, 震), die anderen vier Yin-Trigramme (巽, 离, 坤, 兑). Allerdings dominieren in den Yang-Trigrammen mit Ausnahme von Qian, die geteilten Yin-Linien xxx (Zhang, 1992, 299). Umgekehrt ist es bei den Yin-Trigrammen, mit Ausnahmen von ☳☳ in denen die ungeteilten Yang-Linien vorherrschen (Zhang, 1992, 299).

Betrachten wir zwei andere Hexagramme: Pi (否, ䷋) und Tai (泰, ䷊). Beide setzen sich aus denselben Trigrammen zusammen, Qian (☰) und Kun (☷), doch ihre Anordnung ist umgekehrt: Im Hexagramm Tai befindet sich das Trigramm Kun über dem Trigramm Qian, während bei Pi Qian über Kun steht. (Zhang, 2021, 155). Auf den ersten Blick könnte man annehmen, dass das natürliche Bild des Himmels über der Erde ein günstiges Zeichen sei, während das umgekehrte Bild, die Erde über dem Himmel, als unnatürlich und somit ungünstig gedeutet werden müsste. Allerdings gilt Tai als glückverheißend, während Pi als unglücklich angesehen wird (Zhang, 2021, 156).

Die Erklärung liegt in der symbolischen Bewegung der beiden Trigramme. Qian, der Himmel, hat die Tendenz, nach oben zu steigen, während Kun, die Erde, dazu neigt, nach unten zu sinken (Zhang, 2021, 155). In Tai bewegen sich also Himmel und Erde aufeinander zu, sie durchdringen und verbinden sich, damit kommt es zu einer harmonischen Vermischung von Yin und Yang (Zhang, 2021, 155). In Pi hingegen entfernen sich Himmel und Erde voneinander, Yang und Yin bleiben somit getrennt, was Pi zu einem unglückverheißenden Zeichen macht (Zhang, 2021, 156).

Die Bedeutung von Qian und Kun ist vielschichtig und umfassend. Mithilfe von Begriffspaaren wie Yin und Yang lässt sich ihre Funktion im System des Yijing nachvollziehen. Es ist jedoch schwer, eine Definition für Qian sowie Kun zu geben, allerdings ist unbestreitbar, dass sie das Wesen des Yijing bilden.

Xinran Zhao



Literatur

Raven als Dao:

Laotse. (unveröffentlicht) *Daodejing* (F. Heubel, Trans.) Wark, M. (2023). *Raving*. Duke University Press.
Wilhelm, R. (1948). *Lao-Tse und der Taoismus* (2. Aufl.). Fr. Frommanns Verlag.

Qian und Kun als das Wesen des Yijing:

Wilhelm, R. (1996). *I Ging, Buch der Wandlungen*.
Rousselle, E. (1996). *Erfahrungen mit dem I Ging. Yin und Yang vor ihrem Auftreten in der Philosophie*.
Secter, M. (1991). *Das I Ging Handbuch*.
朱伯崑 (1995). *易学哲学史*.
张善文 (1992). *周易辞典*.
张善文 (2021). *周易入门*.

Bild: © BenduKiwi, Die 8 Trigramme des Bagua

Ways of Thinking

Zu Gast an der London School of Economics and Political Science – Erste philosophische Eindrücke

Wie schnell verändert sich das eigene Denken? Möglicherweise recht schnell, und anders als ich erwartet hatte. Denken ist keine einsame Tätigkeit; geschieht es zwar oft allein, so doch immer in Reaktion auf die (Um-)Welt. Das Umfeld, um einen kleineren Begriff zu verwenden, machts. Auf welchem Feld befinde ich mich gerade? Und was macht es mit meinem Denken?

Das Portrait einer akademischen Kultur braucht Zeit. Selbst ein Jahr würde wohl kaum ausreichen, um alles Notwendige dafür zu sammeln. Darum bitte ich, das Folgende als das zu verstehen, was es ist: eine erste Ahnung. Ein Anfang.

Ich verbringe ein Auslandsjahr an der London School of Economics and Political Science. Ich studiere hier Philosophie, und wenn ich nächstes Jahr an die FU zurückkehre, werde ich dort meine Abschlüsse machen. In mein BA-Abschlusszeugnis wird dann ein Blatt eingelegt: Completion of the General Course at LSE, oder so. Ich bin dann ein vollwertiger Alumnus beider Universitäten – aber werde ich auch ein vollwertiger Student gewesen sein? Nun, diese Frage ist etwas gemein und deutet an, dass man mich hier in London nicht freundlich aufgenommen hätte. Dem ist nicht so, das muss ich mit Nachdruck betonen. Alle waren sehr zuvorkommend in den Einführungsveranstaltungen, auf den Partys und in der Unterkunft. Während ich dies schreibe (Anfang November) ist das erste Trimester schon halb vorbei und das Gefühl macht sich breit, dass ich hier ein zusätzliches Zuhause gefunden haben könnte – irgendwie. Denn ein komisches Gefühl habe ich doch noch manchmal. Warum? Hier ein Beispiel: In einer der Willkommensveranstaltungen des hiesigen Instituts (die zwar eigentlich für Erstis gedacht war, aber Wurscht, ich war trotzdem da, bin ja auch neu), warf der Prof ein Zitat von Hegel an die Leinwand. Es folgte die rhetorische Frage in die Runde, ob irgendjemand etwas damit anfangen könne, er könne es jedenfalls nicht. Allgemeines Kopfschütteln und abfälliges Schnauben von

meinen neuen Kommilitonen. Ich dachte mir derweil, Hui, konnte ich damit doch durchaus etwas anfangen. Man halte von Hegel was man wolle, aber ihn so als Negativbeispiel vorzuführen... Denn die Frage, die der Professor gestellt hatte, und um deren Erklärung willen er den Hegel anbrachte, lautete: „What is Analytical Philosophy?“ Er hatte uns zuvor erklärt, dass man hier an der LSE eben Analytische Philosophie praktiziere, man sei hier sehr genau und (natur-)wissenschaftlich und überhaupt gehöre das hier zur Kultur. Offenbar heißt das auch: kein Hegel. Interessanterweise war das einer der primären Gründe dafür, dass ich mich genau an dieser Uni für mein Auslandsjahr beworben habe, der Wunsch, genau diese Frage zu beantworten: Was ist die analytische Philosophie, und wie unterscheidet sie sich von der sogenannten kontinentalen Philosophie? Es ist fraglich, ob es diese beiden Schulen und entsprechend auch den Unterschied überhaupt gibt, jedenfalls auf einer substanziellen Ebene. Wenn es ihn gibt, so ist er schwer zu greifen, wie alles im Umfeld dieser Frage, obwohl es sich irgendwie auch offensichtlich anfühlt. Eine erste Antwort könnte sein: Es gibt einen Unterschied im Gefühl.

Es folgen, in keiner besonderen Reihenfolge, meine ersten Gedanken und Beobachtungen aus dieser kleinen Feldforschungsreihe im Kernland der analytischen Tradition. Warnung: Einige dieser Notizen sind polemisch...

Analytical texts feature incomplete explanations of phenomena (trying to place observations in a singular argument form), while Continental Philosophy offers an interpretation of the world that tends to be more general and overseeing all aspects of a phenomenon.

Example-mania: There is a lack of structural, complex, systematic argumentation, instead people fetishise examples. It makes for incredibly specific arguments and terrible language use as authors try to insure themselves from being found out (and their argument thrashed) by a counter-example. Fragile much?

An idea has the power to overturn an argument – a different point of view, holism, context and the most carefully constructed structure might crumble, not because it is not logical, just because it is looking the wrong way!

Die Bedeutung des Menschen für den philosophischen Gedanken (Naturwissenschaften haben wir schon, also imitiert sie nicht). Schluss mit der Kühle!

What is the point of a philosophical debate? To have a solution, a final truth? Or is it more the path that is the point; that we learn more from the discussion than from its resolution (if there is one)?

The problem is not that they use logic (how could it be, we all do), but that they allow it to control them completely, or rather constrain themselves to using it in a way that is limited, limiting und uncreative.

Welche Logik eigentlich?

Ich kann mich doch gelegentlich des Gedankens nicht erwehren, dass ich eigentlich in Berlin sitzen und Foucault lesen sollte...

Okay, aus dem letzten Gedankenfetzen klingt einfach ein bisschen akademisches Heimweh heraus. Aber das ist eben Teil dieser Erfahrung, und es ist ein ganz besonderes Heimweh: Die Sehnsucht nach einer Art zu Denken. Meine gesamte bisherige akademische Sozialisation und Bildung im Allgemeinen fand im deutschen System statt, und selbst darin in einem bestimmten Rahmen: Alle Schulen und Universitäten, die ich bisher besucht habe, wurden kurz nach Ende des zweiten Weltkriegs gegründet. Ihre Erziehungskonzepte und pädagogischen Werte waren eine Reaktion auf den Faschismus, und mehr oder minder direkt darauf ausgerichtet, junge Menschen zum eigenständigen, freien und kritischen Denken zu erziehen. Und ihnen den

dafür notwendigen Raum zu geben, sowohl zeitlich, als auch strukturell. Das unklare Gefühl, dass ich vor allem in meinen ersten Wochen in London immer wieder hatte, war, dass man mir zum einen keine Zeit zum Denken ließ (ich strauchelte unter zweihundert Seiten Lektüre in der Woche), und dass zum anderen die extrem starke Strukturiertheit der Vorlesungen, der Argumente und der Texte mein Denken einengen wollte. Als wolle man ein Pferd auf eine einzige Gangart beschränken wollen. Das ist wohl der Grund für den giftigen Ton einiger meiner Notizen – denn ich kann es nicht leiden, wenn man mir sagt, wie ich etwas zu tun habe, von dem ich glaube, es schon zu können. Das mag tief in die Höhle meiner charakterlichen Fehler blicken lassen, aber in diesem Fall ist es vielleicht gar nicht verkehrt. Denn ich verspürte ein fast schon körperliches Nicht-Einverstanden-Sein mit vielem von dem, was ich lesen musste – ich wurde teilweise richtig sauer und schrieb seitenlange kritische Anmerkungen. Aber wie heißt es so schön: Kenne deinen Feind. In diesem Sinne schärft die Auseinandersetzung mit so vielen inhaltlichen und methodischen Ansätzen, die mir überhaupt nicht gefallen, mein eigenes Verständnis davon, was ich für wichtig halte und was eigentlich meine Meinung ist. Erst seit ich hier bin, beginne ich wirklich zu verstehen, mit welchen Werten ich bisher ausgebildet worden bin, und wie stark und tief sie in mir sitzen. Das mit dem „Kenne deinen Feind“ war übrigens nicht (nur) meine Idee, meine akademische Mentorin (ja, sowas bekommt hier jede*r), sagte bei unserem ersten Treffen das gleiche.

Dennoch hatte ich nach einer gewissen Zeit das Gefühl, mit meinen Meinungen doch sehr allein zu sein und ein bisschen im eigenen Saft zu schmoren. Denn, das muss man sich klar machen, die LSE ist heutzutage einer der Orte weltweit für analytische Philosophie, führt regelmäßig die Rankings an, beschäftigt einige schwergewichtige Expert*innen und ist für ihre führenden Forschungsprogramme bekannt. Alle, die hierherkommen, wissen das natürlich und wollen sich mit analytischer Philosophie beschäftigen. Das war ja auch mein Grund, nur eben mit anderen Hintergedanken. Ich glaube kaum, dass viele Leute in einer kritischen Feldforschungsmission methodentheoretischer Natur an die LSE gehen, um Philosophie zu studieren. Was ich damit sagen will: Ich hatte keinen Referenzpunkt außer mir selbst und war mir teilweise beim verbissenen Kritzeln zorniger Anmerkungen nicht sicher, ob ich nicht vielleicht ein bisschen über die Stränge schlage. Vielleicht schuf ich den Unterschied nur, indem ich ihn erwartete, und deswegen fand ich, was ich sehen wollte? Möglich. Bis zu einem Punkt mag das stimmen, aber nicht in voller Gänze. Denn ich habe Unterstützung gefunden, an zwei Orten.

Zum einen, wo sonst, in Berlin. Durch Zufall stieß ich auf einen alten Artikel, den Peter Bieri für die Deutsche Zeitschrift für Philosophie geschrieben hatte. Der Titel – „Was bleibt von der analytischen Philosophie?“. Diesen Text zu lesen gab mir ein ähnliches Gefühl wie ein Gespräch mit einem alten weisen Lehrer, der nickt und sagt: Ja, das habe ich auch so erlebt. Denn vieles von dem, was Bieri in diesem Text beschrieb, stand fast direkt so in meinem Notizbuch. Nun heißt das natürlich noch lange nicht, dass ich in allem recht habe. Aber immerhin wusste ich nach Lektüre dieses Artikels,

dass ich nicht total spinne. Bieri beschreibt die Unterschiede, die ich auch erlebe, und ärgert sich maßlos über sie: Es sollte nicht so sein, wir sollten „einfach Philosophie“ betreiben, und dafür sowohl historische als auch aktuelle Argumente verwenden. Für ihn bestand der Unterschied demnach vor allem darin, dass die beteiligten Personen sich als solche oder solche Philosoph*innen verstanden und verhielten – nicht in der Philosophie selbst.

Ein weiteres erhellendes Gespräch, diesmal von Angesicht zu Angesicht, führte ich mit meinem Londoner Professor für Philosophy of Science, Bryan Roberts. Auch er konnte viele meiner Punkte nachvollziehen; wir ärgerten uns beide über den schlechten (weil zum Teil einfach öden) Schreibstil vieler analytischer Texte, und er bestätigte auch, dass es manchmal an einer größeren, konzeptuellen Orientierung fehle, während sich viele in Details verlören, ohne zu prüfen, ob ihre Untersuchungen überhaupt in die richtige Richtung liefen. Aber vor allem machte er den Unterschied, so es ihn denn gibt, an historischen und soziologischen Elementen fest. Ich kann nicht unser ganzes Gespräch wiedergeben, aber sein Kernpunkt war das Bedürfnis nach Orientierung in der Zeit der wissenschaftlichen Revolution um Einstein Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts – die Entdeckung von Relativität und Quantenphysik, die die Feste der Erde auf den Kopf zu stellen schienen. Daraus gingen die einen hervor, die Sicherheit und Orientierung in Genauigkeit, logischen Beziehungen und feinsten Analyse suchten: die Analytiker*innen. Andere, die man dann kurzerhand die Kontinentalen nannte, reagierten anders und betrieben Phänomenologie, Existenztheorie und vieles mehr. Diese historische Erklärung schien mir hilfreich, wenn sie auch natürlich nicht vollständig ist – schließlich bezieht sie sich vor allem auf die theoretische Philosophie. Unterschiede finden sich genauso in der praktischen Philosophie, doch sie hier aufzuzählen, wäre wohl weder sinnvoll noch gerechtfertigt – genug der persönlichen Empirie. Es kann hier eben nicht nur um „Kenne deinen Feind“ gehen, ein solcher Antagonismus gefällt mir überhaupt nicht und scheint mir auch wirklich nicht zielführend. Warum will ich verstehen, was die analytische Philosophie ist? Weil ich die Philosophie verstehen möchte, weil ich Philosophie betreiben will! Um das tun zu können, muss ich verstehen, woran ich hier bin. Und ich bin bestimmt nicht hier, um mich in Kampfesstellung zu bringen (auch wenn das manchmal verlockend scheint). Ich bin hier, um zu lernen. Denn während es manche Dinge gibt, die ich schlicht nicht akzeptieren kann oder die mich wirklich nicht interessieren, so gibt es hier doch sehr viel zu lernen, Dinge, die eigentlich allgemeingültig sind: Klarheit, Sorgfalt, Verständlichkeit, die Fähigkeit, sich auch mal kurz zu fassen, Positionen fair und verständlich zusammenzufassen, einen Überblick über Debatten zu geben, Punkte einander deutlich gegenüberzustellen, das und vieles mehr. Nun sind solche und ähnliche Werte bei weitem nicht die einzigen der Philosophie, und wenn die philosophische Ausbildung, die ich bisher genossen habe, mir einiges mitgegeben hat, das ich hier vermisse, dann ist es die Toleranz für das Vage, das es eben auch gibt. Es ist nicht immer alles sofort oder überhaupt klar, manches kann es erst nach einer Weile oder auch nie werden. Oder es wird erst klar, wenn man wirklich

darüber nachdenkt, und es nicht nur liest. Ich hoffe, dass ich am Ende dieses Jahres dem Klaren und dem Unschärfen, dem Verständlichen und dem Unverständlichen, dem Empirischen und dem Metaphysischen, egal auf welcher Seite des Meeres, besser entgegentreten kann.

Was ich aus dem Bisherigen mitnehme ist, dass es nicht wirklich um die Philosophie geht bei diesem Lagerkampf, also nicht um Positionen zu bestimmten inhaltlichen Fragen oder um den Standard von Wissenschaftlichkeit. Es geht um die Art zu denken. Deswegen fällt es mir so schwer, den Finger auf den Unterschied zu legen – das Denken ist eine flüchtige Angelegenheit, es schlüpft einem durch die Finger. Aber es ist eben auch unser Geschäft, und es prägt unsere Arbeit zutiefst. Darum sprach ich auch am Anfang von einem Unterschied im Gefühl: Dieses andere Denken fühlt sich anders an, es verlangt anderes von mir, Dinge, die ich nicht gewohnt bin. Was genau das ist, kann ich noch nicht so recht benennen. Aber, und obwohl es bisher nur fünf Wochen waren, ich habe das Gefühl, dass ich es lernen könnte, dieses andere Denken. Es hat gewiss nicht nur schlechte Seiten, es ist einfach nur fremd. Vielleicht ist es sogar nur anders, weil es fremd ist. Und wenn ich es kennengelernt habe, wie eine zweite Sprache der Gedanken, wie ein zweites Feld, auf dem andere Regeln herrschen, werde ich es vielleicht wiedererkennen und sagen können: Am Ende hast du den gleichen Anfang wie ich.

Kai Beddies

Du bist zur Zeit
im Auslandssemester
oder warst schon im
Auslandssemester und möchtest
eine Flaschenpost in der nächsten
Ausgabe hinterlassen? Wir freuen uns
über Grüße, Geschichten, Erlebnisse aus
dem Austausch oder auch über einen
(Liebes)brief an dein Auslandssemester!
Oder wenn du momentan ein*e
Austauschstud*in an der FU bist,
berichte uns auch unbedingt von deinen
Erlebnissen hier!

Schreibe uns eine Mail an
heft@philosophie.fu-berlin.
de.



„Es geht um Befreiung“

Francesca Raimondi ist seit dem Sommer 2023 Vertretungsprofessorin hier am Institut. Ihre Schwerpunkte sind Ästhetik und kritische Gesellschaftsphilosophie. Im Sommersemester 2026 wird sie eine Professur für Philosophie und Ästhetik an der Hochschule für Gestaltung in Offenbach antreten. Wir unterhielten uns unter anderem über ihre Erfahrungen an der FU, über philosophische Fragestellungen rund um Körperlichkeit und darüber, was die Welt gegenwärtig von Nachdenkenden fordert.

Francesca, wie blickst du auf deine Zeit am Institut?

Es war eine tolle Zeit. Anfangs habe ich ein wenig Gewöhnung gebraucht für den Übergang von meiner vorherigen Stelle an der Kunstakademie Düsseldorf. Was ich hier vorgefunden habe, war aber auch ein ganz anderes Philosophieinstitut als das in Frankfurt, wo ich ebenfalls gelehrt habe, erst als wissenschaftliche Mitarbeiterin und dann als Vertretungsprofessorin. Dort gab es kaum Frauen in Professuren und auch die Themen sind hier an der FU anders. Es gibt Kant und Hegel, aber auch feministische Philosophie oder Affektphilosophie, kritische Theorien, darunter auch Critical Race Theory und postkoloniale Ansätze. Auch sind hier die kontinentale und analytische Philosophie im produktiven Gespräch. Es gibt viele tolle Studierende und ich konnte mit ihnen spannende Seminare durchführen. Aber wie gesagt: Am Anfang musste ich mich ein bisschen einfinden, da fand ich die Atmosphäre am Institut auch ein bisschen anonym, die Uni leer...

Gespentisch...

Ganz genau. Aha, das ist also der Hintergrund vom Titel der Zeitschrift! Genauso ist es mir vorgekommen – ausgenommen der so lebendigen Präsenz von Sonja Langguth, der Institutssekretärin, die leider von uns gegangen



ist. Aber das hat sich im Laufe dieser Jahre, finde ich, schon verbessert. Das Institut ist wiederholt zusammengekommen, zunächst einmal durch die Institutstreffen, die sich im Anschluss an die Polizeieinsätze hier an der Uni ergeben haben. Die

Polizeipräsenz fand ich extrem belastend. Bei zwei Polizeieinsätzen war ich anwesend. Als die Camps im Theaterhof aufschlugen und die ganze Silberlaube evakuiert wurde, das war der größere. Und dann gab es einen kleineren, als Francesca Albanese sprechen sollte, dann aber doch nicht durfte. Als Reaktion ging eine Gruppe aus Studierenden in den Hörsaal und schaute sich die Videoübertragung dort an. Auch da kam die Polizei sofort und war sogar in Überzahl gegenüber den ungefähr 30 Leuten, die sich die Übertragung angeschaut haben. Die Polizeieinsätze

waren absolut unverhältnismäßig und ich glaube, das hat niemandem was gebracht. Es hat niemanden geschützt und uns allen geschadet. Ich finde es sehr traurig, zu sehen, dass die Universität sofort die Polizei ruft, statt ernsthafte Gespräche vor Ort zu führen und sich mit den Studierenden auseinanderzusetzen.

Das Gefühl, dass die Uni ein offener Ort ist, wo über schwierige Kontroversen gesprochen werden kann, das fehlt mir. Die Uni ist immer ein vermachteter Ort gewesen, das ist ganz klar. Jetzt ist eine studentische Versammlung untersagt worden, die gegen die Formierung der AfD-Jugend mobilisieren wollte – aus Neutralitätsgründen! Die Politik wird aus der Uni evakuiert und auch die, die sich gegen rechtsradikale Gruppierungen organisiert, die ja am Rande der Verfassungswidrigkeit stehen. Da ist sogar die Verfassung weniger neutral als die Uni. Dass politische Gespräche so abgewiesen werden, das ist neu. Immerhin hat die Philosophie darauf mit einer Zunahme von Gesprächen und Initiativen geantwortet, was sehr positiv ist.

Was fällt dir ein, wenn du das mit deiner Studienzeit vergleichst?

Ich habe ja auch hier an der FU studiert, Ende der 90er Jahre. Drüben in der Rost- und Silberlaube an einem Seminarraum war ganz groß an die Wand "befraute Uni" gemalt, mit einer kämpferischen Frauenfigur. Diese Schmiererei war einfach da, niemand hat sie abgenommen – obwohl es damals deutlich weniger Seminare in feministischer Theorie gab als heute. Aber das zeigte das politische Selbstverständnis des Ortes. In meiner Erinnerung gab es nicht diese geschlossene Unmöglichkeit, bestimmte Dinge anzusprechen und ich habe die Polizei auf dem Campus nie erlebt.

Andererseits war in unserem studentischen Verständnis die Uni auch nicht unsere Freundin. Sie war viel eher der notwendige Durchgang oder die Reibungsfläche, an der man sich abarbeitet. Deswegen waren für uns auch selbstorganisierte Sachen, wie etwa Lesegruppen, sehr wichtig. (Kurze Pause.) Und man kann sicherlich sagen, dass es damals nicht so gespenstisch war – wir sind nach den Seminaren geblieben, hingen auf dem Campus ab. Heute ist das anders. Das liegt nicht zuletzt an den neoliberalen Bedingungen, unter denen Studieren und Lehren inzwischen stattfinden. Mit Arbeit, Wohnungsnot und dergleichen bleibt den Studierenden nicht viel Zeit und den Lehrenden auch nicht, weil sie einem verstärkten Workload – Drittmittelbeteiligung, Berichten, Gutachten, etc. – ausgesetzt sind. Alles ist jetzt getakteter, alle verschwinden schnell aus den Räumen. Die waren damals zwar etwas

runtergekommen, aber so konnten wir sie uns auch immer wieder aneignen. Auch im Institut verweilten mehr Leute, schon allein weil sich unten noch die Bibliothek befand. Jetzt gibt es nur noch diese paar Schreibtische oben, da sehe ich meistens nur Leute allein vor sich hin arbeiten. Aber es gibt auch viele positive Entwicklungen wie die Diversifizierung der Themen und auch die verstärkte Präsenz der feministischen Philosophie. Als ich, etwas verspätet vom Zug, zur ersten Veranstaltung der Reihe „Standpunkte. Feministische Philosoph*innen im Gespräch“ mit Manon Garcia und Hilge Landweer ins UG runterkam, blickte ich von der Treppe auf einen super vollen Raum, das war sehr bewegend!

Die Polizeieinsätze haben niemanden geschützt und uns allen geschadet.

Hast du etwas, das du an der FU besonders vermissen wirst? Und im Kontrast dazu: Worauf freust du dich jetzt bei deiner neuen Stelle?

Sicherlich werde ich die philosophischen Auseinandersetzungen mit den Kolleg*innen und in den Seminaren vermissen, wo man merkt, dass die Themen, die man macht, weitergetragen werden

und dann aber auch in anderer Weise zurückkommen, sodass man voneinander lernt. Ganz besonders werde ich die intensiven Diskussionen in meinem Kolloquium vermissen, weil das der Ort ist, der am stärksten eine Kontinuität mit den Studierenden hat. Gleichzeitig freue ich mich natürlich auch darauf, wieder mehr mit Künstler*innen und Gestalter*innen zu tun zu haben, Leuten aus der Praxis, die nochmal ganz andere Themen und Anliegen mitbringen. Die Praxis ist hier an der Universität und insbesondere im abgeschiedenen, wohlhabenden Dahlem etwas weiter weg. Und ich habe den Eindruck, dass die akademische, professionalisierte Philosophie immer ein bisschen davon bedroht ist, sich in sich selbst zu verschließen.

Kannst du auf diesen Unterschied zwischen Universität und Kunstakademie noch näher eingehen?

In der Kunstakademie finde ich den Transfer zwischen Theorie und Kunst sehr spannend. Ich arbeite und denke viel mit Kunstwerken. Man kann Denkprozesse auch an den Formen der Kunst durchführen, nicht nur an Texten; die Mittel sind eben anders. Es ist kein Zufall, dass die frühe Kritische Theorie aus Frankfurt stammt und gegenwärtig viele queer-feministische oder anti-rassistische Ansätze Ästhetik betreiben, denn Kunst ist auf ihre Weise eine gesellschaftliche und auch kritische Praxis. Was den Unterricht angeht, liest man an der Kunstakademie nicht nur, sondern man arbeitet auch viel mit anschaulichem Material. Es ist dort nicht so entscheidend, eine klare logische Abfolge von Sitzungen zu haben, vielmehr biete ich im Seminar verschiedene Perspektiven auf eine Fragestellung oder ein Thema an, sodass Studierende mit häufig sehr unterschiedlichen Arbeitsweisen dadurch angesprochen werden, zum kritischen Nachdenken kommen und Verbindungen zu ihrer künstlerischen Praxis knüpfen. Man kann es als ein Abweichen von der begrifflichen Strenge zugunsten einer Offenheit der Darstellung beschreiben. Weil ich beide institutionellen Realitäten sehr gut kenne und schätze, wünsche ich mir, dass sie etwas näher zusammenkommen – wer weiß, vielleicht ist das in Offenbach und mit der Nähe zu Frankfurt möglich.

Wie bist du eigentlich zur Philosophie gekommen?

Ich hatte das Glück, Philosophie in der Schule in Rom zu haben, und zwar gleich doppelt, auf Deutsch und auf Italienisch. Ich hatte zwei sehr gute Lehrer, am Ende auch eine Lehrerin. Philosophie war das einzige Fach, wo ich den Eindruck hatte, dass es so eine Art Liebe für die Phänomene gibt und für das Verstehenwollen der Welt. Jedenfalls hatte ich nach der Schule nicht das Gefühl, fertig mit der Welt zu sein und einfach einen Job lernen zu können. Ich musste da irgendwie noch etwas verstehen. Und dann gab es diese Kraft der sprachlichen Formulierung, wenn meine Lehrer*innen entweder Positionen dargestellt oder Fragen gestellt haben, und bei mir plötzlich etwas aufging. Das empfand ich als etwas Magisches. Dann habe ich mir gedacht: Das will ich auch machen. Da muss ich hin.



Irgendwie machen gerade alle Hegel, er ist wie der Primitivo der Philosophie.

Hattest du auch Zweifel?

Ja! Ich hatte auch Zweifel. Viele Zweifel. In jedem Abschnitt, den ich durchgegangen bin, kamen immer wieder Zweifel und die waren auch nicht klein. Zum Beispiel habe ich erst Literatur studiert, weil ich mich gar nicht getraut habe, Philosophie zu meinem Erstfach zu machen. Nach einem Jahr entschied ich mich dann doch für die Philosophie. Während des Studiums hat mir vor allem meine Hilfskraftstelle, erst bei Sybille Krämer, dann bei Albrecht Wellmer, geholfen und auch die studentischen Lesegruppen, in denen wir uns Themen erschlossen haben, die von der Institution nicht angeboten wurden, wie poststrukturalistische Autor*innen. Auch zu Beginn meiner Promotion dachte ich zu einem Zeitpunkt, ich schmeiße alles hin, da ich an einem Lehrstuhl angestellt war, wo ich viel kämpfen musste. Dann hatte ich Glück und habe ein Stipendium an einem Graduiertenkolleg in Potsdam und Frankfurt an der Oder bekommen und es ging weiter. Hier kamen das Vertrauen in und die Leidenschaft für die Philosophie schnell wieder zurück und gingen dann allmählich wieder verloren, als in Frankfurt am Main unter weitgehend männlichen und berühmten Professoren in Exzellenzclustern bestimmte Themen und Fragen keinen Platz hatten. Das war der Moment, als ich an die Kunstakademie ausgewichen bin, um interdisziplinärer vorgehen zu können. Die Zeit in Frankfurt war aber auch eine sehr wichtige Zeit, die mich sehr aufgebaut hat; wir waren viele Mitarbeiter*innen am Lehrstuhl von Christoph Menke und haben intensiv zusammen gedacht. Das ist der zweite Aspekt, der mich an der Philosophie festhalten lässt: Denken ist eine gemeinsame Praxis und das haben wir in Frankfurt intensiv praktiziert; die Magie der Lektüre oder der richtigen Formulierung entstand durch den Beitrag vieler und wir haben die Liebe zu einer bestimmten Art des Philosophierens geteilt. Das hatte auch seine Tücken, irgendwo muss man dann doch wieder ausscheren und seine Sache machen, aber das war ungemein formativ. Ich glaube, dieses Teilen der Praxis

gibt es in der Kunst, zumindest der gegenwärtigen, weniger. Aber nochmal zum Zweifeln: Ich glaube, es ist gut, immer wieder Zweifel an der Philosophie zu haben. Mich haben meine Zweifel zum Beispiel überhaupt erst an die Kunstakademie gebracht und das hat dazu geführt, dass ich jetzt Philosophie anders, mit anderen Fragen und auch Materialien mache. Ich glaube, der Zweifel ist eine urphilosophische Geste, aber es gibt sehr viele unterschiedliche Weisen zu zweifeln, für einige kann es sehr existenziell werden und deutlich verstörender sein als für jemanden wie Descartes, der dabei sogar methodisch vorgeht. Aber wenn man das aushält und ernst nimmt, dann kommt man dazu, Sachen nochmal anders anzugehen und andere Fragen zu stellen, für die es vorher vielleicht nur keinen Platz gab.

Zweifel als urphilosophische Geste ... interessant. Kannst du sonst noch etwas über dein Philosophieverständnis sagen?

Mein Philosophieverständnis hat sich auf jeden Fall gewandelt. Anfangs bin ich noch ganz in der Logik und in Wittgenstein aufgegangen. Das war in Tübingen, wo ich die ersten zwei Jahre meines Studiums verbracht habe. Allmählich habe ich gemerkt, dass ich eine stärkere Anbindung an gesellschaftliche Fragen brauche und kam deswegen nach Berlin. Hier fand ich den Poststrukturalismus und auch den Übergang zur kritischen Theorie, die ein viel offeneres und politischeres Philosophieverständnis hat. Ich verstehe Philosophie als eine zweigleisige Angelegenheit: Einerseits geht es um eine besondere Form des Hinterfragens und der begrifflichen, auch kritischen Erschließung von Phänomenen; gleichzeitig entsteht die Philosophie aber aus der Reibung mit Praktiken oder Entwicklungen, individuellen und gesellschaftlichen, die selbst nicht unbedingt philosophisch sind. Und diese verlangen zuweilen, dass wir die Art unseres philosophischen Blicks und unseres Nachdenkens verändern. Deshalb bin ich von der Philosophie Wittgensteins abgekommen, die diese Reibung nicht kennt. Er hat zwar die Weise seines Philosophierens sehr verändert, ist aber letztlich bei der Reflexion der Sprache und sprachlichen Praktiken verblieben. Mir wurde dieser Ansatz zu eng.

Philosophie ist auch die Fähigkeit, sich außerhalb der begrifflichen Arbeit zu bewegen und zu merken, was die Welt von uns Nachdenkenden gerade fordert. Dadurch hat sich mein Denken auch weiterentwickelt. Auch kritische Autor*innen wie Foucault und Marx müssen hinterfragt werden, weil in ihnen Geschlechterverhältnisse oder Kolonialismus nicht hinreichend bedacht werden. Der Philosophie, würde ich sagen, geht es um Befreiung im Denken und in der Praxis und das ist etwas, was der Begriff tatsächlich nur im Wechselspiel mit der Erfahrung und mit anderen Stimmen machen kann. Erst in diesem Hin und Her findet Philosophie eigentlich statt.

Eben nanntest du schon den Namen Wittgensteins. Lass uns doch kurz über den philosophischen Kanon sprechen. Gibt es ihn? Und wenn ja: Wen würdest du aus dem Kanon kicken und welche Person würdest du stattdessen einsetzen?

Der philosophische Kanon ist durchlässiger geworden als zu meinen Studienzeiten. Aber es gibt ihn noch und gerade bei Einführungsveranstaltungen stellt sich natürlich schon die Frage, welche Namen auf den Folien genannt werden. Es hat aber auch Wandlungen im Kanon gegeben. Irgendwie machen gerade alle Hegel, er ist wie der Primitivo der Philosophie, einst ein teurer Nischenwein, ist er jetzt überall und alle mögen ihn. Zu

meinen Studienzeiten hier an der FU, Theunissen war gerade weg, wurde er kaum angeboten. Jetzt gibt es sogar einen feministischen Hegel... Man muss sich am Kanon abarbeiten, ihn aber auch unbedingt variieren und aktualisieren. Ich bin sehr von Heidegger genervt. Den habe ich tatsächlich auch aus meinem Einführungskurs rausgeschmissen und ihn durch Arendt ersetzt; wobei Arendt inzwischen schon viel gelesen wird. Wer könnte noch ersetzt werden? (Denkt kurz nach.) Wir machen es so: Ich finde, dass man Saidiya Hartman unbedingt lesen sollte und dafür kicken wir dann Kant raus.

Mit welchen philosophischen Fragen beschäftigst du dich? Welche kommen immer wieder? Was sind Orientierungspunkte?

Wenn ich mich jetzt identifizieren muss, mache ich kritische Gesellschaftstheorie und Ästhetik. Ästhetik heißt für mich, gesellschaftlich relevante Fragen vor allem aus der Perspektive der Verkörperung, von Sinnlichkeit, von Affektivität her anzugehen – Ästhetik meint daher nicht einfach nur Kunsttheorie, obwohl Kunst für mich deshalb eine wichtige gesellschaftliche Praxis ist, weil sie gerade die affektiven und körperlichen Prägungen herausstellt und auch transformiert. Was erschließt sich, wenn wir Verkörperung, Affektivität und die Materialität des Geistigen ernst nehmen und welche Rolle spielen sie für Fragen der Kritik und Transformation?

Die größere Frage, die mich in gewisser Weise schon sehr lange und in unterschiedlichen Gestalten begleitet, ist die Frage der Subjektivierung: Wie werden wir zu fähigen Individuen gemacht? Schon in meiner Dissertation, die nichts mit Ästhetik zu tun hatte, sondern in der politischen Philosophie angesiedelt war, habe ich mich gefragt, inwiefern die Praxis der Demokratie auch eine besondere Form von Subjektivierung verlangt. Als ich damit fertig war, habe ich gemerkt, dass ich in dieser Frage tiefer ansetzen und fragen muss, wie Subjektivität als eine besondere Organisation körperlicher Energien und Regungen entsteht. Das hat mich verstärkt zur politischen Ökonomie und zur Frage geführt, wie seit dem Kapitalismus die Arbeit und eine besondere Form der Produktivität zur Bestimmung von Subjektivität wurden – was man bei Locke, Hegel und Marx besonders gut sieht. Damit wurden gesellschaftliche Herrschaftsverhältnisse nicht zuletzt im Medium von Körperlichkeit und Fähigkeit errichtet, indem bestimmte Körper und Fähigkeiten als mehr oder weniger wertvoll erachtet wurden. Gleichzeitig interessieren mich die Kämpfe, die gegen die Errichtung einer solchen disziplinierten Produktivität entstanden sind – soziale Kämpfe, aber auch ästhetischer Widerstand.

Dafür war meine Zeit an der Kunstakademie Düsseldorf sehr wichtig. Denn da bin ich mit den künstlerischen Prozessen, nicht erst mit den fertigen Produkten in Berührung gekommen und konnte erfahren, wie diese ablaufen. Ich wurde auch damit konfrontiert, dass meine bisherige begriffliche Arbeit mir kein Vokabular und auch kein Blick für künstlerische Prozesse eröffnet hatte. Das musste ich lernen. Für Künstler*innen war und bin ich natürlich immer noch viel zu begrifflich. Philosophie will stets allgemeine Thesen aufstellen und unterscheiden, wohingegen Künstler*innen anders vorgehen. Ich war aber auch fasziniert, wie Leute aus der künstlerischen Praxis materiell und körperlich Themen behandeln, die mich als Philosophin interessieren. Ich habe gemerkt, dass in meiner Reflexion und Erfahrung, aber auch in den philosophischen Theorien selbst etwas an Einsicht darin fehlt, was eigentlich alles körperlich vermittelt wird und was man über diese körperliche Vermitteltheit sagen kann. Deshalb habe ich dort auch viele nicht-philosophische Texte gelesen oder

Autor*innen in den Vordergrund gerückt, die ich anders gelesen habe als früher, wie zum Beispiel Walter Benjamin. Sprache und Begriff bleiben mein Medium, wobei ich hier nicht trennen und sagen würde, dass auch begriffliche Arbeit unsere Erfahrungsqualitäten verändern und dazu führen kann, dass wir anders affiziert werden können. So ist es mir jedenfalls ergangen, als ich mehr und mehr angefangen habe, kritische Philosophie im Zusammenhang mit Kunst und in diesem erweiterten Sinn von Ästhetik zu betreiben.

Dazu gehört auch meine Arbeit zu Gespenstern. Es war an der Kunstakademie Düsseldorf, dass ich ein Seminar zu „Gespenster der Gegenwart“ angeboten habe – was ich an der Uni nicht getan hätte. Wir haben mit Derridas Buch *Marx' Gespenster* gearbeitet, das die vielen Gespenster in Marx' Werk herausarbeitet, die Gespenstigkeit der Ware, aber auch das Gespenst des Kommunismus, also Gespenster der Gegenwart und solche der Zukunft, schwierige, aber auch gute Gespenster. Für Derrida gibt es immer noch Gespenster: Gespenster sind alle die Bereiche unserer Existenz, in denen etwas Vergangenes nachwirkt oder in der Gegenwart etwas nicht ganz eindeutig ist. Das kann etwas sein, was im Werden begriffen ist, aber auch Kontrolle und Überwachung, die für Derrida gespenstische Elemente unserer Gesellschaften sind. Wir haben diese Themen weitergeführt, indem wir das Nachwirken von verdrängter Gewalt, etwa kolonialer Gewalt, besprochen haben, oder uns mit unterschiedlichen Ästhetiken des Gespenstischen beschäftigt haben, die merkwürdige Brüche in den alltäglichen Prozessen herbeiführen oder darin ein gewisses schwer zu fassendes Unbehagen oder Fehlen herausstellen.

Wenn du ein Gespenst wärst, was würdest du tun?

(Wie aus der Pistole geschossen.) Ich würde Polizeicomputer sabotieren oder so, also irgendwelche repressiven Infrastrukturen unterminieren, und zwar nachhaltig. Kriegerische Infrastruktur wie die der IDF oder Russlands würde ich lahmlegen und zumindest Netanjahu, Trump und Putin so erschrecken, dass sie gleich in Rente gehen, damit an die Stelle ihrer toxischen Männlichkeit Leute nachrücken können, die an den wichtigen Dingen arbeiten wollen: an einer Lösung des Nahostkonfliktes, der Abschaffung des Kapitalismus und dem Aufhalten der Klimakatastrophe. Ich würde mir aber auch ein paar Zeitreisen gönnen und in der Zeit aufschlagen, als der Kapitalismus noch nicht so formiert war, um mir anzuschauen, was Silvia Federici meint, wenn sie davon schreibt, dass Frauen dort viel mehr Wissen und Macht hatten und die Leute noch nicht so diszipliniert waren. Ich würde aber auch in die Zukunft reisen und schauen, was da noch an Philosophie gelehrt wird. Sollte da was schiefgelaufen sein, würde ich so lange herumspuken, bis die Leute wieder verstörende Fragen stellen und in die richtigen! Bücher schauen. (Schmunzelt.)

Text und Interview: Clara Thurner und Vincent Kelany
Foto: Clara Thurner



S42 NACH JUNGFERNHEIDE

Das Chaos ihres Zimmers machte auf sie einen so tröstenden Eindruck, dass sie es eigentlich nicht beheben wollte. Die leeren Kaffeetassen türmten sich um den vollen Aschenbecher, den sie, seit sie den Balkon nicht mehr betreten wollte, nicht wieder leer gesehen hatte. Aber es ließ sie oft aus dem Haus gehen. Die Stadt hatte angefangen, sich ihr immer fremder zu präsentieren und so fühlten sich ihre Spaziergänge immer wie eine kleine Entdeckung an, obwohl sie dieses Viertel mit seinen Häusern und Läden nun schon so lange kannte und sich eigentlich nie viel zu verändern schien. Die Ringbahn ratterte in schönen unregelmäßigen Abständen in der Ferne vorbei. Eigentlich war alles in Ordnung, wie es war. Nur fühlte sie sich in letzter Zeit so unruhig, als sei die Art, wie sie lebte, plötzlich von dem einen auf den anderen Tag nicht mehr ausreichend. Sie wusste auch noch genau, welcher Tag das gewesen war. Doch alles, was diesen Tag ausgemacht hatte, war, dass es ein Mittwoch gewesen war. Einer wie jeder andere, doch an jenem Mittwoch vor zehn Tagen hatte sie begonnen, ihre sonst so ordentliche Wohnung zu vernachlässigen, ihr sonst so langweiliges Viertel zu erkunden und die sonst so stille Ringbahn zu hören. Sie hatte aufgehört, den Regen zu bemerken, der zuvor so vehement gegen ihre Fenster geschlagen hatte. Es fühlte sich gut an, durchnässt die Bäume im Park zu betrachten. Ihre Freunde machten sich Sorgen, das wusste sie, doch sie wusste nicht, wie sie sie hätte beruhigen sollen. Sie wusste, wie das alles aussah. Sie konnte niemandem klarmachen, wieso sie jetzt plötzlich so viel fühlte und wieso sie jetzt gerade fühlen musste. Wieso sie bisher nie richtig gefühlt hatte. Nicht so. Es würde nicht ewig so weitergehen, nicht ewig so weitergehen können, aber jetzt, gerade jetzt in diesem Moment, sollte es genau das tun. Sie beendete die Betrachtung des Zimmers und zog sich die Schuhe an, denn sie hatte gerade wieder das Plattern des Wassers an ihren Fenstern gehört. Die Luft draußen war erstaunlich warm. Ihre Nachbarin, die gerade ihre Einkäufe in schnellen Schritten ins Trockene bringen wollte, rief ihr im Vorbeirennen noch zu: „Machen Sie das eigentlich absichtlich, immer im Regen raus zu gehen?“ Doch eben diese Nachbarin wurde ja auch jedes Mal nass, wenn sie vor die Tür ging, oder? Vor ihr auf der Kreuzung hatte ein LKW eine zu enge Kurve genommen und war gegen ein Straßenschild gefallen. Nun stand alles um ihn herum still. Die Autos blinkten aus beiden Augen und die Menschen gestikulierten mit beiden Armen. Am Ende der großen Straße vor ihrer Tür sah sie die Ringbahn kurz vorbei fahren, zu schnell, um zu erkennen, was sie in sich verbarg. Doch das war gut so.

Er hasste die Ringbahn. Sie war ihm zu voll, zu schnell und zu unzuverlässig. Sie ließ ihm zu wenig Pause auf dem Weg zur Arbeit und zu viel Zeit zwischen zu vielen Menschen auf dem Bahnsteig, weil sie wieder mal nicht kam. Und pünktlich war er deshalb trotzdem selten. Früher hatte er seine Bahnfahrten genossen, eine dreiviertel Stunde ohne Umsteigen, ganz für sich, weil er aus dem äußersten Norden der Stadt zur Universität im äußersten Süden hatte fahren müssen. Der Mann neben ihm grunzte ihn an. Er drehte sich weg, angelte sich erst die Zigarettenschachtel aus der Tasche und dann eine Zigarette aus der Schachtel. Noch zwei Stationen. „Nächste Station: Jungfernheide.“ Er wollte gerne nachdenken, doch es war ihm dafür zu laut hier drin. Er würde zu Hause mal aufräumen müssen, war sein einziger Gedanke. Wenn die Welt da draußen zu chaotisch war, dann sollte zumindest das eigene Heim ein Ort der Ruhe sein. Aber da war er irgendwie nicht mehr allzu oft. Höchstens physisch. Seine Beine wurden ihm langsam etwas zu steif. Er mochte es nicht, stehen zu müssen. Er schaute an die Anzeige: Jungfernheide, Westend, Messe Nord/ICC. Wieso ihm die fünf Stationen, die er nun jeden Tag fuhr, länger vorkamen als die zwanzig Stationen, die er früher hatte fahren müssen, gehörte zu einer der größten Fragen seines Lebens. Er starrte aus dem Fenster. Für ein paar Sekunden erhaschte er einen Blick auf einen LKW, der auf einer Kreuzung quer stand. Er glaubte, die hektischen Gesten und das Gerufe und Gehupe bis hier oben sehen und hören zu können. Das Grau der Straße mischte sich mit dem Grau des Himmels und die Menschen, die aus ihren Autos hinaus mussten, versuchten kläglich, nicht nass zu werden. Dann sah er wieder eine Häuserwand, die zu schnell an ihm vorbeifuhr und wandte seinen Blick ab. Plötzlich war er wieder froh, hier drinnen in der trockenen, geborgenen Ringbahn zu sein. „Nächste Station: Jungfernheide.“ Er glaubte, ein Déjà Vu zu haben und schaute auf die Anzeige: Jungfernheide, Westend, Messe Nord/ICC. Die Fahrt kam ihm ewig vor. Wieso ihm die fünf Stationen, die er nun jeden Tag fuhr, länger vorkamen als die... Er hielt inne, irgendetwas war merkwürdig.

Eigentlich fand sie die Szenerie hässlich mit den lauten Menschen, die den ganzen schönen Stillstand wieder wett zu machen schienen, indem sie ihre ganze eingebübte Zeit und Bewegung in ihn steckten. Doch irgendwas an dem Chaos machte auf sie einen so tröstenden Eindruck, dass sie der Situation nicht entfliehen wollte. Nein, sie fand es interessant, zu sehen, wie nutzlos alle Hysterie

war. Der Lkw würde da nicht mehr von selber wegfahren. Sie hoffte, die Menschen würden das einsehen und entweder ihrer Wege gehen oder, noch besser, sich hier neben sie stellen und den Stillstand genießen. Die Entschuldigung nutzen, um nicht auf die Arbeit zu gehen, dieses Spektakel als so schön erachten, dass sie nicht mehr versuchen würden, es zu beenden. Doch natürlich schrien die Menschen nur herum. Nach einer Weile gaben sie jedoch auf und gingen wieder. Manchmal kamen Neue und fingen von Neuem an zu keifen, was man denn nun tun solle, was sich der LKW denn denken würde, warum noch niemand was getan hätte, und überhaupt wo bliebe überhaupt der Abschlepper? Nach einigen Minuten, die sie da stand, kam sie zu dem Schluss, dass sich die Szene etwas zu sehr wiederholte und ging deshalb weiter. Der Regen hatte inzwischen seinen Weg unter ihre Jacke gefunden und auch wenn sie es sich nicht eingestehen wollte, fror sie etwas. Doch trotzdem war sie zufrieden, denn sie hatte recht gehabt: In dieser Stadt gab es doch immer noch jedes Mal etwas zu entdecken, und wenn es nur Wiederholungen waren.

Kurze Panik ergriff ihn. Dann beruhigte er sich. Er hatte sich bestimmt getäuscht, dass Jungfernheide schon gewesen war, oder die Ansage war kaputt. Ja, wahrscheinlich war die Ansage kaputt. Er konnte ja schlecht schon eine Runde rum sein in seiner Ringbahn. Das hätte er ja bemerkt. Er schaute dennoch auf seine Uhr. Zehn Minuten waren vergangen, seit er eingestiegen war. Etwas viel für zwei Stationen, aber viel zu wenig für eine Runde. Zwischen zwei Häusern konnte er kurz auf eine große Straße blicken, die von einem LKW versperrt wurde. Er fluchte leise in sich hinein. „Nächste Station: Jungfernheide.“ Sein Kopf fuhr hoch. Er schaute sich um. Niemand schien es zu bemerken. Aber es hörte doch sonst auch niemand auf die Durchsagen in einer S-Bahn. Es schien auch niemanden zu wundern, dass die Bahn so lange brauchte. Was ja nichts Ungewöhnliches wäre, würde sie nicht die ganze Zeit weiterfahren. Er achtete nun auf die Stadt hinter den Fenstern. Doch die Häuser sahen einander genauso gleich wie sonst auch. Er hätte nicht sagen können, ob sie sich nur heute wiederholten oder es schon immer getan hatten. Vielleicht wurde er verrückt? Er brauchte eine zweite Meinung. Er rief sie an. Sie hatte er lange schon nicht

mehr angerufen. Das lag daran, dass sie sich in den letzten Monaten immer merkwürdiger benommen hatte. Sie war kaum noch zu Hause, sie redete merkwürdig, ihr schienen immer absurdere Dinge durch den Kopf zu gehen. Aber wahrscheinlich würde sie ihm glauben.

Ihr Telefon klingelte. Sie war schon ein gutes Stück von der Kreuzung weggekommen, aber die Straße war immer noch laut. „Ja?“, er hörte ein Rauschen im Hintergrund, sie schien laut sprechen zu müssen. „Eine komische Frage, aber ist dir in den letzten zehn Minuten etwas merkwürdig vorgekommen?“ - Sie hielt kurz inne. Er hatte selten Verständnis gehabt, wenn sie mit solchen Fragen angekommen war. Vielleicht änderte er sich ja auch. „Lustig, dass du gerade fragst. Ja, ich hatte da diesen Gedanken, als ich die Menschen beobachtet habe: In all der Wiederholung, in allem, was sich wiederholt, findet sich trotzdem immer wieder etwas Neues“, sprach sie verträumt in den Hörer. Dann hielt sie kurz inne, doch es kam keine Antwort. Sie lachte kurz, aber der Schuss ins Blaue hatte schon getroffen. Seine Panik stieg ein wenig an. „In der Wiederholung? Was wiederholt sich bei dir? Hör mal, ich sitze in der Ringbahn und die fährt immer zwischen denselben beiden Stationen. Die kommt nie an!“ - „Ja, wir sehen immer nur das Gleiche, wenn wir herausgehen. Aber ich meine, wenn wir es nur sehen wollen, lässt sich immer auch etwas Neues darin finden.“ - „Ich meine das ernst!“ - „Ich auch! Schau doch, was dir dein Leben genommen hat. Alles dasselbe, du siehst das Neue nicht mehr, das Schöne. Ich kann es dir zeigen, wenn wir uns treffen“ - Jetzt wurde aus der Panik langsam Wut. Ja, sie glaubte ihm. *Irgendwie*. Er überlegte, wie er ihr den Ernst der Lage vermitteln konnte. „Ich sitze in der Ringbahn fest!“, schrie er ins Telefon. Die Leute um ihn herum schauten ihn an. „Dann müssen Sie aussteigen“, sagte einer. „Ja genau, drücken Sie einfach den Knopf, wenn Sie dort sind, wo Sie hin wollen. Ich kann es Ihnen zeigen“, bot ein anderer an. „Jetzt kriegen die Touris nicht mehr die Türn uff“, sagte ein Dritter. „Du musst die Wiederholungen akzeptieren“, sagte sein Telefon. „Hol sie dir wieder, wiederhole sie nicht. Hol dir dein Leben wieder.“ - „Steig halt aus“, sagte eine vierte Person. Steig halt aus!, dachte er, die Berliner hatten immer so hilfreiche Vorschläge.

Simon Stadthaus

DER TOD DES PALMER SALVATORE

Palmer hatte sich umgebracht. Schluss, Aus, Ende. Tot. Schuldig im Sinne der Anklage. Palmer atmete ein und entließ die Luft mit einem Seufzer. Bislang hatte er vergebens versucht, seiner Stimme, die noch nicht seine eigene war, eine Note der Frustration und Langeweile zu verleihen. Freilich - es würde noch ein Weilchen dauern, bis er sich an diesen Körper gewöhnt haben würde, in den sein Geist nach seinem Suizid inkarniert worden war. Noch wirkte jede Bewegung hölzern, seine Worte wie aus dem Mund eines Fremden - doch all das würde sich mit der Zeit schon geben. Zuerst jedoch musste er diesen Bullen davon überzeugen, dass es eben kein Suizid gewesen war, denn ansonsten wäre alles für die Katz gewesen.

„Kann ich Ihnen einen Kaffee anbieten, Herr Salvatore?“ Der Mann, der ihm gegenüber am Tisch des Vernehmungsraums saß, strahlte eine grauenhafte Fröhlichkeit aus. Sie schien Palmer wie eine wirre Mischung aus der Freude eines Kindes, das erstmalig Rommé gegen den verfluchten Glückspilz von einem Onkel gewonnen hatte und dem rasenden Gelächter eines Wahnsinnigen, der im eigenen Spiegelbild seinen ärgsten Feind erkannt hatte. Es schauderte ihn. Jener Mann jedoch versuchte wohl kaum, eine Form des Wahnsinns zu kaschieren. Womöglich war er schlichtweg höflich, in gutem Hause erzogen und hatte sich seinen Anstand über die Jahrhunderte hinweg bewahrt.



Vielleicht zweifelte er gar an Palmers Schuld – schließlich hatte dieser alle Vorkehrungen getroffen, es wie einen Unfall aussehen zu lassen.

„Gerne. Sehr aufmerksam“, entgegnete Palmer und beobachtete jede Regung, die sich in den Zügen seines Gegenübers abspielte. Schließlich kannte er die Menschen gut und es gab nichts, was ein geübter Kartenspieler nicht erraten konnte.

„Wie hätten sie Ihren Kaffee gerne, Herr Salvatore?“ Der Mann betonte die letzte Silbe und verzerrte dadurch den Klang seines Namens. Er wäre nur zu gerne aufgesprungen und hätte dem feinen Herren seinen Namen eingebläut. Doch vorerst übte er sich in Geduld.

„Schwarz. Gesüßt. Besondere Vorlieben, die Milch betreffend?“, erkundigte sich der Ermittler, mehr als stelle er Tatsachen zur Schau, als dass er sich für Palmers Geschmack interessierte. Aber auch hier konnte der Eindruck täuschen.

„Schwarz. Keine Vorlieben. Danke.“, entgegnete Palmer, indem er den Tonfall seines Gegenübers nachahmte.

„Wie Sie wünschen, Herr Salvatore“, sagte der Ermittler. Wie beiläufig förderte er eine Dienstwaffe zutage und platzierte sie in der Mitte des eisernen Tisches. „In der Zwischenzeit können Sie mir eine Frage beantworten. Nichts Großes, reine Neugier in persönlicher Sache. Gestatten Sie?“ Der Mann verbarg seine Augen unter einer tiefen Hutkrempe und ein offenkundig falsches Lächeln umspielte seine Lippen.

Nun gibt sich der Bastard nicht einmal mehr die Mühe, seine Scheinheiligkeit zu verbergen, dachte Palmer. Ob sie wohl geladen war? Nein, dieses Risiko würde kein Polizist so leichtfertig eingehen. Gewiss war dies nur ein jämmerlicher Versuch, ihn einzuschüchtern.

Er nickte dem Ermittler in aller Seelenruhe zu.

Daraufhin beugte sich dieser über den Tisch und funkelte ihn aus den schwarzen Tiefen seiner Hutkrempe an.

„Herr Salvatore, was haben Sie just in dem Augenblick empfunden – und bitte seien Sie in Ihrer Beschreibung möglichst exakt – als Sie aus Etage 128 der First Nation Fertigungsanlage sprangen?“ Palmer spürte, dass seine Finger einen rasenden Wagner auf seinem rechten Oberschenkel spielten. Rasch bändigte er sie mit seiner Linken und rückte näher an den Tisch. Hoffentlich hatte der Cop diese leichtfertige Zurschaustellung seiner Nervosität übersehen. Schließlich war er auch nur ein Mensch. Und kein Mensch konnte seine Augen überall zugleich haben. Seine Augen...

„Diese bodenlose Unterstellung weise ich nach bestem Wissen und Gewissen zurück“, sagte er und startete an die Stelle, an der sich die Augen des Cops befinden müssten.

„Ich habe sowohl den Streifenpolizisten als auch Ihren Ermittlerfreunden bereits erklärt, dass es sich bei meinem Tod um einen tragischen – wenn auch vermeidbaren! – Unfall gehandelt hat. Nicht ich sollte auf diesem Stuhl sitzen, sondern der Sicherheitsbeauftragte der First Nation!“

Der namenlose Mann lehnte sich zurück und faltete seine Hände. Seine Fingerknöchel leuchteten im grellen Neonlicht der Verhörzelle.

„Sie haben natürlich recht, Herr Salvatore“, erwiderte er. „Der Beweis für Ihre Schuld ist bis dato noch ausstehend. Verzeihen Sie meinen Übereifer. Dennoch, für das Protokoll bitte ich Sie darum, mir den Hergang Ihres

Unfalls noch einmal in aller Ausführlichkeit darzulegen. Er förderte einen schmalen grauen Zylinder zutage, der einem Kugelschreiber auf den ersten Blick zum Verwechseln ähnlich sah.

„Nun denn, worauf warten Sie noch?“, sagte der Ermittler und betätigte einen unsichtbaren Knopf, woraufhin ein Lichtlein an der Diktiermaschine aufflammte. „Unsere kleine Unterredung ist hiermit offiziell eröffnet.“

„Also, es lief wie folgt ab“, sagte Palmer und wischte sich seine feuchten Hände an der Hose ab. Verflucht!, schoss es ihm durch den Kopf. Dieser neue Körper ist ja noch nutzloser als der vorherige...

„Kurz bevor sich das Unglück ereignete, legte ich meine Mittagspause ein“, sagte er. „Ich fuhr wie immer mit dem Fahrstuhl in die 128. Etage, um auf der Dachterrasse eine Brasilianische zu rauchen.“

„Warum ausgerechnet Etage Nummer 128, wenn Sie mir die Frage erlauben?“, erkundigte sich der Ermittler.

„Ich mag die Aussicht.“

„Rein zufällig ist Nummer 128 auch die einzige Dachterrasse, die nicht mehr von Kameras überwacht wird, seit die First Nation zu Chicago-Cyber-Security gewechselt ist. Aber davon wussten Sie natürlich nichts.“

„So ist es“, sagte Palmer und nickte. Die Bewegung schien ihm mechanisch wie die eines Androiden. „Wo war ich? Genau – an diesem Tag brauste der Staubnebel durch die Häuserschluchten unter mir. Wie eine glitzernde Kaskade, sag ich Ihnen...“

„Ich bitte Sie, Herr Salvatore, beschränken Sie sich auf für die Ermittlung relevante Details. Fahren Sie bitte fort.“

Palmer räusperte sich. „Der Wind an diesem Tag war besonders stark, daran erinnere ich mich noch gut. Wenn Sie mir nicht glauben, können Sie dies gerne in den Wetterarchiven überprüfen.“

„Schon geschehen.“

„Ich lehnte mich also genüsslich schmökernd über das Geländer und genoss die Aussicht, sofern man bei dem Staub von Aussicht sprechen kann... da ergriff mich plötzlich eine Böe! Als ich erkannte, was da vor sich ging, war es jedoch schon zu spät. Der Boden wurde mir unter den Füßen weggerissen und ich fand mich in freiem Fall wieder – und glauben Sie mir – durch einen Staubsturm zu fallen, ist kein Sonntagsspaziergang! Es schälte mir buchstäblich das Fleisch von den Knochen wie Sandpapier!“ Er legte eine Kunstpause ein – schließlich sollte der verfluchte Bulle begreifen, welche Qualen er durchgestanden hatte, um den erquickenden Hauch des Todes zu spüren.

„Wissen Sie was, Herr Salvatore?“ Der Ermittler erhob sich von seinem Stuhl und schlich wie eine Raubkatze um den Tisch, bis er Palmer ganz nahe war. „Ich glaube Ihnen. Sie müssen unmenschlich gelitten haben, wenn auch nur für einen Augenblick – Ihre Überreste, die ich auf dem Stahlbeton begutachtet habe, stützen Ihre Aussage.“

Nun war er Palmer so nah gekommen, dass er den Atem des Mannes auf seinem Gesicht spürte. Es roch wider Erwarten weder nach abgestandenem Kaffee noch nach Tabak; vielmehr künstlich, steril. Mit einem trügerischen Hauch von Minze.

In Zeitlupe, staksend wie ein Einsiedlerkrebs, wanderte die Hand des Ermittlers zur Dienstwaffe. Er würde doch nicht...?

Schweiß perlte an Palmers Stirn hinab. Ach, wie er diesen neuen Körper hasste!

Sein Gegenüber schien seine Gedanken erraten zu haben. Der Griff des Ermittlers schloss sich um die Waffe und einen Sekundenbruchteil später spürte Palmer ihren Lauf an seiner Schläfe. Die andere Hand des Mannes suchte Palmers Finger. Die Klaue führte seine Hand mechanisch an den Lauf der Waffe. Er fühlte sich durch eine fremde Macht besessen, nicht mehr Herr seines Leibes. Stattdessen klammerte er sich an seine Gedanken, aber auch diese drohten ihm zu entgleiten.

„Sie sind ein böser Mensch, Herr Salvatore“, wisperte die Stimme in seinem Verstand. „Sie sind die Verkörperung der Krankheit, die unser Volk befallen hat – der Todeswunsch. Jede Regung Ihrer Glieder verrät Ihre Schuld, jedes Wort aus Ihrem Mund sträubt sich, bevor es über Ihre Lippen kommt. Denn insgeheim sind Sie sich des Verbrechens bewusst, dessen Sie sich schuldig gemacht haben. Selbstmörder!“

„Nein!“, rief Palmer. „Das ist nicht wahr! Es war ein Unfall, ein Unfall...“

Glühendes Feuer brannte in seiner Brust und versengte seine Eingeweide. Seine Milz zerriss wie ein Daunenkissen.

„Lügen, alles Lügen!“, brüllte der Ermittler und presste Palmers Hand, die die Waffe hielt, gegen seine Schläfe.

„Sie wissen genauso gut wie ich, was Sie erwarten wird, wenn ich hier mit Ihnen fertig bin! Auf Selbstmord stehen 200 Jahre – zwei weitere Jahrhunderte – die Sie im Horror Ihrer Existenz fristen müssen, während Ihnen die Schmelzöfen Tag um Tag Haut und Haar versengen, Ihre Knochen erodieren und sich Ihre Seele in Quecksilber verwandelt!“

(Wahnsinn. Wahnsinn ist alles, was uns Menschen noch bleibt.)

Palmer brach in ein schrilles Gelächter aus.

(Leben, leben, er sagt, ich darf doch tatsächlich leben!)

„Es gibt nur einen Ausweg aus diesem Teufelskreis“, hörte er den Ermittler sagen. „Durchbrechen Sie die neun Kreise der Hölle, Herr Salvatore! Tun Sie es. Tun Sie es, wie Sie es schon einmal getan haben! Drücken Sie ab. Spüren Sie den lieblichen Kuss des Todes!“

Und Palmer drückte ab.

Eine kleine Ewigkeit lag in diesem Augenblick der Leere. Dann spürte Palmer, dass er ertrank. Mit einem Zischen und Tosen öffnete sich der Neuron-Tank und er wurde mitsamt des Nährwassers hinaus befördert. Prustend fand er sich auf einem Bodengitter wieder. Instinktiv riss er sich die Kabel und Schläuche aus den Körperöffnungen und Venen, blickte sich hektisch um, während sich seine Augen allmählich an ihr neues Leben gewöhnten.

Er befand sich in einem Enkidu-Inkarnationszentrum, das erkannte er an den unzähligen Tanks, die sich zu beiden Seiten in die Unendlichkeit zu erstrecken schienen; allesamt trugen bleiche Konstrukte aus Fleisch, Sehnen und Knochen in sich.

Dann erinnerte er sich wieder an den Mann mit der tiefen Hutkrempe. Schlagartig blickte er auf, als wäre er soeben aus einem Albtraum erwacht. Der Ermittler stand über ihn gebeugt, den Hut tief ins Gesicht gedrückt.

„Da haben wir den Beweis für Ihre Schuld, Herr Salvatore“, sagte der Ermittler mit einer überschwänglichen Fröhlichkeit. „Sie haben tatsächlich abgedrückt. Quod erat demonstrandum! Das würde keiner tun, der nicht schon früher einmal mit dem Gedanken an Selbstmord gespielt hat. Diese Indizien genügen – Ihre Schuld ist bewiesen.“

Palmer zitterte, versuchte auf die Beine zu kommen. „Warum? Womit, verdammt, habe ich diese Grausamkeit verdient?“

Der Mann ritzte ein Lächeln in die wächserne Chimäre seines Antlitzes und schob die Hutkrempe zurück.

Palmer erhaschte einen Blick auf die Ewigkeit.

Tim Urvat



Was für ein Zufall, dass die Texte so gut zu einander passen. Was für ein Zufall, dass die Texte so gut zu einander passen. Was für ein Zufall, dass die Texte so gut zu einander passen. Was für ein Zufall, dass die Texte so gut zu einander passen.

Die drei Kritiken

EDDINGTON – ein Film von Ari Aster

In Hollywood macht sich große Resignation breit. Die Antwort auf den derzeitigen Rechtsruck scheint dort nämlich die Darstellung des Status quo zu sein. In minimaler und kaum von der Realität abweichender Überspitzung soll nun der bittere Vorwurf brodeln, von dem man sich erhofft ... ja, was denn eigentlich? Ari Aster's EDDINGTON reiht sich ein in ein Kinojahr, das unter dem Motto läuft: „Was soll schon die Fiktion, wenn sie doch eingeholt worden ist von der Realität!“ ONE BATTLE AFTER ANOTHER von Paul Thomas Anderson zum Beispiel legte damit bereits vor und hatte sogar einen ähnlich sandigen Look. Beides sind Filme, die sich große Mühe geben, den aktuellen US-amerikanischen Kulturkampf mal mehr mal weniger präzise abzubilden. Der Modus ist Mimesis – Nachahmung. EDDINGTON zeigt uns anhand der Zerwürfnisse in der titelgebenden Kleinstadt das Kippen in den Autoritarismus und dessen scheinbare Unabwendbarkeit. Die filmischen Mittel sind dabei durchaus beeindruckend. So mündet etwa die Darstellung von alt-right- bzw. white-supremacy-Waffengewalt zielsicher in die Inszenierung einer dafür schon immer maßgeschneiderten Western-Ikonografie. Doch es stellt sich die Frage, was von dieser eher in Demut vorgetragenen Kritik zu erwarten ist. Denn ihre Momente des Wiedererkennens gleichen denen der Late Night Shows, die sich zwar gerne als auf Krawall gebürstet geben, doch allzu häufig bloß handzahn aus „der Mitte“ vorgetragenes Zerstreungs-Programm liefern. Was bleibt, ist ein stummes Schmunzeln und die Bereitschaft, es hinzunehmen. Das ist zwar immer noch treffender als ein Hollywood, das sich teenagermäßig als Triebfeder der Revolution gebärdet. Doch wenn Filmschaffende auf das politische Geschehen mit Uniformität reagieren und wenn sich in dieser Uniformität ein Statement ausdrücken soll, dann stellt sich die Frage nach den utopischen Fluchtlinien. EDDINGTON, obwohl er mit leicht zu erkennenden politisierten Gesten nur so um sich wirft, bleibt,

wie auch die anderen Filme seiner Art, unsäglich vage. Es liegt etwas Gespenstisches in dieser Wiedererinnerungsleere.

ROOFMAN – ein Film von Derek Cianfrance

Jeffrey (Channing Tatum) entkommt aus dem Gefängnis und versteckt sich in einer Filiale der Spielzeugladenkette Toys „R“ Us. Tagsüber verbringt er seine Stunden hinter einer dünnen Abstellwand, wo er sich einquartiert hat. Auf der anderen Seite dieser Wand hört er die shoppenden Kunden. Außerdem beobachtet er das Personal – der Filialleiter (Peter Dinklage) herrscht mit eiserner Hand über seine Arbeiter*innen (unter anderem Kirsten Dunst). Nachts, wenn der Laden geschlossen ist, wandelt Jeffrey durch die Gänge und bedient sich an den unendlich vielen, bunten Waren in den Regalen. Schnell füllt sich sein kleines Versteck mit allerlei Erzeugnissen der kapitalistischen Produktion. Es ist Weihnachtszeit und es gehe darum, so der Filialleiter, die Kinder glücklich zu machen. Und auch Jeffrey kuschelt sich tagsüber in seine Spiderman-Decke, während brummend das Weihnachtsgeschäft läuft. Es ist eine Geschichte über den guten Dieb. Jeffrey ist ein Dismas. Bei einem seiner Überfälle gab er einer Geisel, die er im Kühlraum einsperrte, als er sah, dass sie nur ein T-Shirt trug, seine eigene Jacke. Aber es ist auch die Geschichte eines Gespensts. Die Nachtszenen im Toys „R“ Us zeigen uns auf wunderschöne Weise, wie ein Konsumtempel zu einem Lost Place wird; und wie ein Außenseiter, der die Eigentumsordnung übertreten hat und deshalb verurteilt wurde, sich diesen aneignet. Channing Tatum als Nackidei mit Duschschaum am Körper bei Nacht durch einen Spielzeugladen Knack-Po-wackelnd tänzeln zu sehen, das ist ein Anblick, den ich nicht missen möchte.

DIE MY LOVE – ein Film von Lynne Ramsay

Grace (Jennifer Lawrence) und Jackson (Robert Pattinson) sind ein junges Paar und ziehen in ein runtergekommenes Waldhaus. Ihre

animalischen Bewegungen entlocken dem eigentlich spießigen Eigenheim Setting etwas Punkiges. Auf allen Vieren kriechen sie umher, kratzen, beißen, machen Sachen kaputt und haben Sex oder Masturbieren – von irgendwo her heult ein Baby und dann ist da noch dieser Köter, der krächzend bellt. Währenddessen läuft laut E-Gitarren-Musik. Dieser Lärm ist die größte Stärke des Films. Lynne Ramsay mutet hier ihrem Publikum wirklich etwas zu. Indem Liebesekstase und Gewalt (sowohl gegen den Partner als auch gegen sich selbst) ständig ineinander übergehen, findet eine Überstimulation statt, die so krass ist, dass man es kaum aushält. In diesen Momenten macht uns der Film unmissverständlich klar, dass das Sehen ein körperlicher Akt ist. Am ehesten könnte man DIE MY LOVE vielleicht mit Lars von Triers ANTICHRIST vergleichen – ANTICHRIST, nur als Party tagsüber allein zu Hause und besoffen. Die Isolation, die Grace durch ihre Care-Arbeit und das Landleben erfährt, während Jackson unterwegs ist, spitzt sich immer weiter zu. Schon in der Einstiegssequenz wird uns gezeigt, dass der Wald brennt. Doch nur Grace kann dieses Feuer sehen; für die anderen scheint alles normal. Leider verläuft sich der Film im späteren Teil in eine etwas langweilige und psychologisierend bedeutungsschwangere Inszenierung. Vielleicht wäre aber diese radikale Aggression vom Anfang auch wirklich nicht durchzustehen gewesen. In jedem Fall halbt sie nach. Und über die Restlaufzeit können wir uns wieder etwas erholen. Als Film über den Wahnsinn im Alltäglichen ist DIE MY LOVE ohne Zweifel ein Fest.

PS: Dieser so fabelhaft rüddige Hund verdient eine Auszeichnung. Er ist ein tolles Gegenstück zu den sonst so zuckersüßen Darstellungen von Tieren in Medien. Dieser Tier-Kitsch erfüllt sicherlich eine ideologische Funktion, aber das ist ein Thema für wann anders.

Vincent Kelany

Die Spaßseiten - Seiten für Spaß Quatsch, Kreatives, Diverses

über die grillen

sind grillen geprägt von einem showmantum? sind sie sich ihrer einnehmenden wirkung bewusst? wissen sie um ihre alleinunterhaltende rolle in der geräuschkullise nächtlicher wälder? genießen sie es vielleicht auch quasi alleinige kontrolle über das klangliche ambiente ausüben zu können?
tun sie es eher als krakelende babys, die einen persönlich erlebten missstand in die welt hinausbrüllen oder verstehen sie sich als madonnas der natur und belten mit aller kraft die smashhits des insektenreiches?
sind sie künstler*innen oder trauernde kinder und ist der unterschied vielleicht kleiner als wir denken?

Cedric Strehlow

Lithotes Schablone zum Ausschneiden:

Für alle, die ein simples Wort
kompliziert machen möchten:
Haltet sie einfach vor ein Adjektiv
eurer Wahl und erfreut euch an
der Kreation.



Um die Ecke gedacht

Eine anstrengende Reise von einer Punkterzielung im Fußball zur nächsten
Wartet auf die Leiche der Erde, mit dem Ziel, sie zu verspeisen
Bilinguale Auszeichnung für Hunde, denen es gelingt, laute Geräusche zu
unterdrücken
Wohnung der Gedankenstille
Tankstelle für Elektroautos, die sich verabschiedet

Veranstaltungshinweise

Am Dienstag, 16.12.2025, findet der zweite philosophische Stammtisch statt. Die FSI Philosophie lädt alle Studierenden dazu ein, ab 19 Uhr gemütlich im Spinnrad am Rüdeshheimer Platz zusammen zu kommen und miteinander zu plaudern.

Am Mittwoch, 21.01.2026, findet von 10 bis 12 Uhr im Untergeschoss unseres Instituts das dritte Institutskolloquium statt. Zu Gast ist Daniel James von der TU Dresden.

Einen Tag später, am Donnerstag, 22.01.2026, findet auch im Keller des Instituts um 18 Uhr die vierte Ausgabe der Reihe „Standpunkte. Feministische Philosoph:innen im Gespräch“ statt. Penelope Deutscher und Eva von Redecker werden mit Moderatorin Esther Neuhann "Reproduction, Life and Property" besprechen.

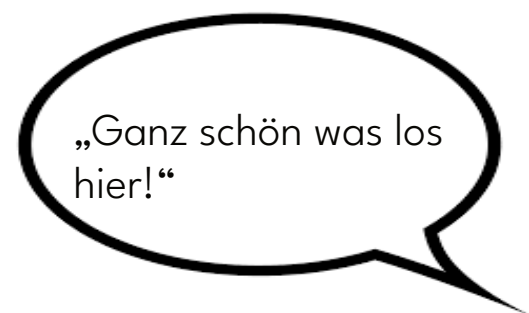
Am Mittwoch, 28.01.2026, findet der Stammtisch für Studierende der ersten Generation statt. Alle Philosophiestudierende, die aus einem nichtakademischen Haushalt stammen, können hier ins Gespräch mit anderen kommen und wertvolle Hinweise für das Sein an der Universität bekommen. 10 bis 12 Uhr, Sitzungsraum 2, Institut für Philosophie.

Möchtest du in der nächsten Ausgabe auch eine Veranstaltung bewerben? Scheue dich nicht, uns davon zu erzählen – Heft@philosophie.fu-berlin.de

Atelier sucht Philosophierende

Das philosophische Atelier geht noch im Januar in die zweite Runde – das studentische Forum bietet Studierenden die Möglichkeit, ihre philosophischen Interessen und Ideen in jedweder Form zu teilen und anschließend in angenehmer Atmosphäre mit Kommiliton*innen zu diskutieren.

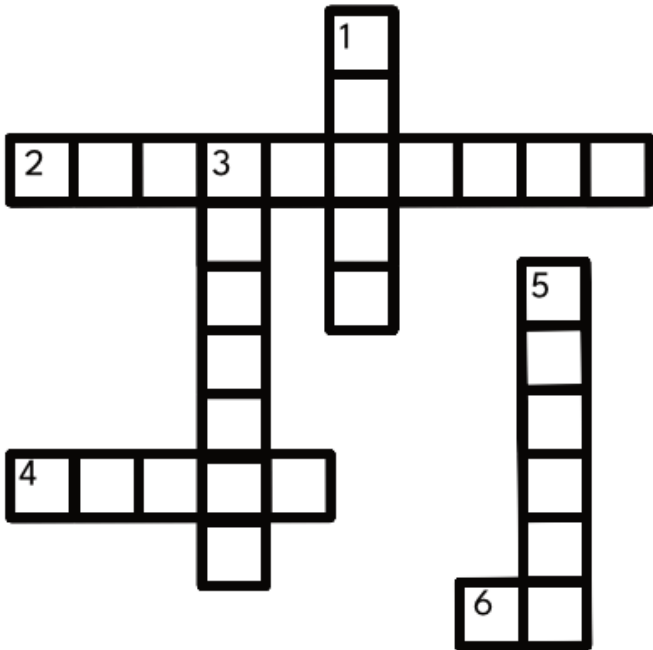
Möchtest du etwas präsentieren? Dann melde dich unter atelier@philosophie.fu-berlin.de oder komm ins Atelier um einfach mitzureden!



Um die Ecke gedacht

Tortour
Gaia-Geier
No-bell Preis
Buddhe
Ladestation

Das philosophische Kreuzworträtsel



1 - Erster Band einer vierteiligen Reihe von Michel Foucault: Der ... zum Wissen

2 - Buch von Nietzsche: ... der Moral

3 - Quelle aller Erfahrung laut Locke

4 - Quelle aller Erfahrung laut Descartes

5 - unpopuläre Zeitform für in der Zukunft Vergangenes

6 - Sinn des Lebens in Zahlen

Ist ein Weg, der zu etwas hin führt ein Hin?
(Kein Weg)

Disjunktive Wahrscheinlichkeit:

1: Hey wie hoch ist die Wahrscheinlichkeit von einem Dino gefressen zu werden?

2: Ist doch klar. 50:50 – Entweder gilt, dass du von einem Dino gefressen wirst oder es gilt nicht.

Manche Leute studieren 8 Semester Geisteswissenschaften und haben trotzdem noch nie einen Geist gesehen.

Verdammt, wie eine Verwaltungsstelle gewisser Reittiere.

Der Fall für alle Fälle:

Auf englisch nutze ich ja immer den Intuitiv.

BUH!

Danke fürs Lesen unserer
ersten Ausgabe <3

CALL FOR PAPERS DIE ZWEITE



Dir hat das Heft gefallen und du würdest gerne etwas zur nächsten Ausgabe beitragen? Dann melde dich bei uns!

Wir suchen wieder Texte von Studierenden. Egal ob akademischer Essay, zusammengefasste Hausarbeit, institutsbezogener Bericht, belletristische Kurzgeschichte, Gedicht oder was auch immer euch noch einfällt – alles ist willkommen. Wir freuen uns auch besonders über Beiträge von FLINTA*s und BIPoCs sowie über Leser*innenbriefe. Meldet euch bis zum **01.03.2026** bei uns mit euren Entwürfen in einem Umfang von ca. 7000 bis 14000 Zeichen!

HEFT@PHILOSOPHIE.FU-BERLIN.DE

INSTAGRAM: @GESPENSTMAGAZIN

Impressum: GESPENST - Magazin am philosophischen Institut

Redaktion: Vincent Kelany, Cedric Strehlow, Jakob Seibert, Clara Thurner, Adele Westerlund

Illustrationen (Gespenster): Jakob Seibert

Eine Kooperation mit der Fachschaftsinitiative Philosophie an der Freien Universität Berlin

Druck: AStA FU Berlin

2. Auflage - Berlin, 27.01.2025